Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 81 (1972)
Heft: 8

Artikel: Vineta : eine Würdigung des Hauptwerkes Hans Albrecht Mosers
Autor: Reutimann, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974472

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vineta

Eine Würdigung des Hauptwerkes Hans Albrecht Mosers

Hans Reutimann

«Die Welt ist ein Rätsel, das wir nicht lösen, mit dem wir nur umgehen können», schreibt Hans Albrecht Moser. Über die Art dieses Umgangs hat er in einer Reihe von Büchern und vorwiegend in aphoristischen Formulierungen Rechenschaft abgelegt. Schwergewicht und Höhepunkt bildet «Vineta», ein «Gegenwartsroman aus künftiger Sicht», 1955 erschienen, ein erratischer Block, von einer auf zusammenhängendes Verständnis angelegten Gesinnung im Geröllfeld kürzer entworfener Literatur abgelagert. Zu diesem Hauptwerk führen die früher erschienenen Bücher hin; seine Gedankenwelt bauen die späteren aus.

Hans Albrecht Moser hat, mit Unterbrüchen, um die zwanzig Jahre an «Vineta» geschrieben. Die Entstehungszeit überschneidet sich mit jener von Hermann Hesses «Glasperlenspiel». Beide Romane üben Kritik an der Gegenwart, und zwar mittels des Kunstgriffs, dass sie einen Standpunkt ausserhalb der Gegenwart fingieren. Hermann Hesses ganzer Roman spielt in der Zukunft, irgendwann im dritten Jahrtausend, in einer Zeit, in der westliche und östliche Philosophie und Musik, dazu Philologie, Mathematik und Astronomie zumindest für eine Schar Auserlesener aus ihrer Vereinzelung zurückgeholt worden sind und eine gemeinsame Sprache, das Glasperlenspiel, gefunden haben, auf Kosten ihrer schöpferischen Weiterentwicklung allerdings; betrieben wird es in Kastalien, einer im Lebensstil von klösterlichen Idealen beeinflussten pädagogischen Provinz, einem Sonderfall, der von der unverändert gebliebenen Umwelt geduldet und materiell erhalten wird. Das Neue, die Durchleuchtung der Einzeldisziplinen auf ihr Gemeinsames hin, das Assoziationenspiel mit den gedanklichen Errungenschaften der Menschheit, hat die Welt nicht verändert. Kastalien, die Provinz der Auserlesenen, vermittelt zwar den Gastschülern aus der Welt einen gewissen idealen Schwung; er wird ihnen bei der Rückkehr in die Welt Konflikte schaffen; aber dabei bleibt es. In den auf Ganzheit Bedachten diesseits und jenseits der kastalischen Grenzen sitzt weiterhin der Stachel der Halbheit.

Moser ist anders vorgegangen. Sein Werk «Vineta» besteht aus drei Teilen. Im ersten Teil mit dem Titel «Das Leben eines Ungläubigen» wird in der Form eines Zwiegesprächs, einer Art Lebensbeichte, ein Entwicklungsroman ohne dessen Hauptmerkmal, eine Entwicklung, geboten. Saremo, ein junger Mensch aus gesicherten, aber ihrer selbst nicht mehr ganz sicheren bürgerlichen Verhältnissen, geboren gegen Ende des 19. Jahrhunderts, versagt in allen Schulen und wird schliesslich Pianist. Er versagt aber auch als Künstler und allen übrigen menschlichen Erwartungen gegenüber, weil ihm jeder Glaube an den Sinn der Vorgänge in seiner Umwelt und damit auch jeder Glaube an den Sinn seiner Anpassung an sie mittels einer Entwicklung fehlt. Das Leben um ihn her wird – so empfindet er – insgesamt von Schauspielern gespielt, denen das Missgeschick widerfahren ist, dass sie die Bühne, ihre Rolle und den Szenenablauf für die Wirklichkeit halten; sie nehmen sich und die andern in ihren Rollen ernst; sie identifizieren sich voll und ganz und bis zur Preisgabe an Machtrausch und Hassgefühle mit etwas, von dem sie wissen müssten, dass es nur ein das Eigentliche überlagerndes Spiel ist. Der Ausnahmezustand, der Zustand der Maskierung, der Übernahme einer Rolle, ist für sie zur Regel geworden. Sie finden nicht mehr zur Wirklichkeit, zum Erlebnis der Einheit allen Lebens zurück.

Prätorius, der Dichter, der den Lebensbericht Saremos entgegennimmt, erklärt es einer etwas begriffsstutzigen dritten Person so:

«Ich will versuchen», sagte er, «es dir zu erklären. Nimm zum Beispiel uns drei jetzt und hier. Da reden wir miteinander, der eine sagt dies, der andere das, und jeder verhält sich auf eine bestimmte Weise, aber alles, was wir sagen und tun, steht in Beziehung zu dem, was wir und was der andere gesagt und getan hat. Das ergibt eine Szene; sie steht unter der Herrschaft bestimmter Ideen, an die unser Tun und Sagen gebunden ist. Aber hinter der Szene, also ganz in uns drinnen, denkt dabei jeder seinen Teil, also diesen grossen und unermesslichen Teil, der, wir mögen noch so viel tun und sagen, immer gross und unermesslich bleibt. Jedes Wort, das wir daraus sagen, wird innerlich gleich ergänzt durch tausend Worte, die wir nicht sagen. Einiges davon verschweigen wir bewusst, weil es zur Idee der Szene nicht passt, das meiste können wir gar nicht sagen, weil es sich bald ins Kaum-Bewusste bis gänzlich Unbewusste verliert. Somit – und darin muss ich Herrn Saremo recht geben – ist so eine Szene ein gänzlich unrealer Vorgang, eine über der Wirklichkeit schwebende Gestaltung, nicht die Wirklichkeit, etwas, das nicht gelebt, sondern nur gespielt wird. Wer das nicht fühlt, hat noch keinen Hauch der Wirklichkeit verspürt. Und weil sich das Leben aus einer unendlichen Folge solcher unrealer Szenen zusammensetzt und immer zusammensetzen wird, so ist es eben etwas, woran einige Menschen, zum Beispiel auch Herr Saremo, nicht glauben können. Sie glauben nämlich nicht nur nicht an die Szene, also an die Entsprechung von aussen und innen, das tun wir alle nicht, wenn wir uns ein wenig besinnen – sondern glauben vor allem nicht daran, dass diese Szenenfolge dorthin führt, worauf hin, ob wir wollen oder nicht, unser Leben sich bewegt; an unser Ziel. Ob man glaubt oder nicht, hängt wohl davon ab, ob wir uns mehr der Realität in uns verhaftet fühlen oder der Szenenfolge, die über der Wirklichkeit schwebt wie Rauchschwaden über dem Erdreich.»

Gegen Ende des Entwicklungsromans ohne Entwicklung fügt sich Saremo dann doch irgendwie in dieses Getriebe ein. Er erstrebt

schliesslich so etwas wie Ruhm, nicht seiner selbst wegen, wie er angibt, sondern um der Einsicht, die er verkünden möchte, mehr Gewicht zu geben; in der kindischen Welt, in der er lebt, hat die Einsicht allein kein Gewicht; sie wirkt nur zusammen mit einer ausserordentlichen Rolle; damit führt sie auch nicht dorthin, wohin sie führen sollte, zum Erlebnis der Wirklichkeit hinter allem Scheingetriebe; sie treibt es vielmehr weiter.
Den zweiten Teil bezeichnet Moser als «Entwurf zu einem Roman». In der Kleinstadt Vineta und in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen lässt er einen Menschen auftreten, der von der gleichen Grunderfahrung des Uneigentlichen unserer Situation ausgeht wie Saremo und der nun keinerlei Zugeständnisse macht, die den andern erlauben würden, ihn einzubeziehen. Moser selbst bezeichnet Oswald, die Hauptfigur dieses Entwurfs, der aus Gründen der inneren Folgerichtigkeit ein Entwurf bleiben muss, als einen umgekehrten Don Quijote.
«Hier wird nicht ein verrückter Ritter der Wirklichkeit gegenübergestellt, sondern eine verrückte Welt einem wirklichen Menschen.»
Durch sein blosses Dasein löst er Konflikte aus; durch seine Weigerung, sich im Macht- und Ränkespiel der andern einsetzen zu lassen, wird er schliesslich allen verdächtig. Entlarvt in ihrer Larvenhaftigkeit, streifen sie ihm die Larve eines Agenten über. Zusammen mit zwei anderen, in der Mitte zwischen einem Schurken und einem Künstler, der sich für Ausflüchte zu gut war, wird er auf dem Marktplatz erschossen. Während seines kurzen Aufenthalts in Vineta handelt er nur zweimal mit, beide Male dort, wo Rollenspiel und Szenenablauf mit Unbehagen empfunden werden und darum so spröde geworden sind, dass er zur Wahrhaftigkeit durchhelfen kann: das eine Mal als Erzieher eines neunjährigen Knaben, der von seinen Eltern als «seelische Missgeburt» und «wahres Ungeheuer» bezeichnet wird, das andere Mal, indem er der grauen Eminenz von Vineta, dem Magnaten Wennenkamp, mit einem Gleichnis zu einer verspäteten Einsicht verhilft.
Der Ort dieser zweiten Handlung ist die Villa des alten Wennenkamp. Die Personen: der Alte; sein Schwiegersohn Sedlacek, der sich seines Erbes nicht ganz sicher fühlt und den Alten ausspioniert; Oswald; sein Gastgeber in Vineta, der Porträtmaler Hagen.

«Ich machte eine kleine Promenade», erklärte Sedlacek, nachdem er die versammelten Herren begrüsst hatte, «und dachte, als ich hier vorbeikam: Wie wäre es, wenn ich einmal nach dir schaute! Ich ahnte, dass du den lauen Sommerabend unter diesen Säulen geniessen würdest. Aber störe ich nicht? Ihr spielt Schach!»
«Du störst durchaus nicht», antwortete Wennenkamp, «bitte, nimm Platz. Mein Herr Schwiegersohn möge Platz nehmen.» Sedlacek setzte sich an die vierte Tischseite, Hagen gegenüber und mit dem Rücken gegen den See. Nun drehte sich Wennenkamp ganz seinem Schwiegersohn zu und sagte nickend:
«Das ist aber nett von dir, dass du nach mir schaust, wirklich sehr nett. Und du hast recht: Ich geniesse den warmen Sommerabend sehr. Unsere Partie ist interessant, der Wein ist gut, und alles andere ist still. Das sind so Stunden, wo man meinen könnte, die Welt sei schön. Erlaubst du, dass wir weiterspielen?»
«Bitte, gern schaue ich zu.»
«Oswald», sagte Wennenkamp und wandte sich wieder dem Spiele zu, «Sie sind am Zuge.»
Oswald überlegte eine Weile und tat dann seinen Zug.
«Hm», machte Wennenkamp und schaute sich die Situation an, die sich aus Oswalds Zug ergab.
«Das dürfen Sie nicht machen», sagte er dann, «damit verschaffen Sie mir die Möglichkeit, Ihnen ein Doppelschach zu bieten. Ein einfaches Schach ist aber schon schlimm genug.»
Oswald nahm seinen Zug zurück, dachte nach und bot nun seinerseits ein Schach.
Wennenkamp schaute es sich an, studierte daran herum und blickte dann zu Oswald auf.
«Das ist etwas anderes», sagte er und machte listige Äuglein, «ganz etwas anderes! Aber» – er schaute wieder aufs Brett – «diesen Zug konnten Sie nur machen, weil mein voriger Zug schlecht war. Sehen Sie?» Und er zeigte, wie sein voriger Zug Oswalds Zug ermöglicht hatte. «Also stellen wir wieder auf, wie unser Spiel vor meinem letzten Zug stand.»
Zwei Züge wurden zurückgenommen. Sedlacek schüttelte den Kopf.
«So», sagte Wennenkamp, «jetzt will ich etwas Besseres versuchen.»
Eine ganze Weile blickte er aufs Brett und schnitt dazu die merkwürdigsten Grimassen. Jede Grimasse galt einer wieder fallengelassenen Idee. Endlich senkte sich die Hand auf eine Figur. Da tippte Oswald auf seine Königin und blickte Wennenkamp warnend an.
«Geht also auch nicht», brummte Wennenkamp und zog seine Hand wieder zurück. Nun konnte sich Sedlacek nicht mehr enthalten, eine Bemerkung zu machen.
«Aber wie spielt ihr denn eigentlich?» sagte er und liess seine Blicke zwischen Oswald und Wennenkamp wandern.
Es war, als hätte Wennenkamp auf diese Bemerkung gewartet. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schaute Sedlacek fast mit einem kleinen Triumph an.
«Wie wir spielen, fragst du? Ja, siehst du, mein lieber Schwiegersohn, das ist ein ganz neuartiges Spiel. Oswald hat es erfunden. Er behauptet zwar, es sei unter gutmütigen Dilettanten schon immer im Brauch gewesen. Ich aber behaupte, er habe es erfunden. Die Dilettanten spielen nur so lange so, als es ihnen passt und sie bei gutmütiger Laune sind. Oswald aber führt es konsequent durch, verstehst du, konsequent. Und dann kommt man zu einem ganz andern Spiel. Zu einem Spiel, bei dem es nicht mehr darum geht zu gewinnen, sondern nur um die gute Partie. Wer gewinnt, ist völlig gleichgültig. Das ist das Neue an unserem Spiel.»
«Aber, wenn es nicht mehr ums Gewinnen geht, dann könnte ja jeder von euch ebensogut alleine spielen», meinte Sedlacek.
«Zwei Köpfe sind mehr als ein Kopf, auch wenn nur der eine gut und der andere schlecht ist. Vorausgesetzt, dass es nur um die Partie geht. Siehst du, das ist der Standpunkt der vollendeten Demokratie.»
«Und was bezweckt ihr mit eurer vollendeten Demokratie?»
«Die Annäherung an die ideale Partie. Es kann nur eine geben. Wir sind noch weit von ihr entfernt, mein lieber Schwiegersohn, aber wir befinden uns auf dem Wege dahin. Wenn es nicht mehr ums Gewinnen geht, sondern nur um die Partie, dann befindet man sich auf dem Wege.»
Wieder schüttelte Sedlacek den Kopf. Aus Wennenkamps Auge leuchtete aber eine rührende Freude, wie wir sie bei Greisen zuweilen bemerken können, wenn ihnen, den Fertigen, den auf die Seite Geschobenen, vor Toresschluss noch einmal etwas Neues im Leben aufgegangen ist.
«Wie gefällt Ihnen das Spiel?» fragte Sedlacek den Professor Hagen.
«Gut», antwortete Hagen bedächtig, «besser als das alte Spiel. Gewinnenwollen scheint mir daneben eine kindische Sache.»
Sedlacek stutzte. Es ist immer ungemütlich, wenn man nicht klug daraus wird, wie weit einer, der etwas meint, es meint. Meinten die Herren mehr, und was meinten sie dann? Er schaute Wennenkamp an.
Aber Wennenkamps Freude war undurchdringlich, und in einem gewissen Sinne widersprach sie auch der Behauptung Hagens. Denn freute er sich im Grunde nicht darüber, über den Standpunkt Sedlaceks hinausgekommen zu sein, also gewonnen zu haben?

Beide Teile, «Das Leben eines Ungläubigen» und der «Entwurf zu einem Roman», leben unmittelbar von der Kritik an der abendländischen Welt, an der von den Weissen geschaffenen Zivilisation. Diese Kritik richtet sich nicht auf Einzelheiten, die man als Verirrungen bezeichnen könnte; sie richtet sich auf das Ganze. Das Ganze einer Zivilisation, die sich unaufhaltbar und ohne jeglichen Willen zur Umkehr auf die gegenseitige völlige Vernichtung und auf die Zerstörung aller Lebensmöglichkeiten im Gefolge eigennützigen, das heisst zusammenhanglosen Handelns hin bewegt, ist eine Verirrung. Moser arbeitet es noch schlagender heraus, indem er für den dritten Teil seines Werkes einen radikalen Kunstgriff anwendet.
Er nimmt an, zu einem Zeitpunkt nicht allzu lange nach dem Zweiten Weltkrieg sei es den Weissen gelungen, in einer Katastrophe von ungeheurem Ausmass sich selber und die übrige Menschheit bis auf einige Reste umzubringen. Es dauert Jahrhunderte, bis

die Erde sich von dem Schlag erholt. Schliesslich wandern die wenigen Nachkommen einer andern Rasse in Europa ein und besiedeln es wieder. Dabei verwirklichen sie ein Leben, das wir uns höchstens in einer Utopie vorstellen können. Auf unsere Zeit blicken sie wie aus Sternenfernen zurück. In ihrer Sprache steht nun «Vineta» für die ganze an ihrer eigenen Unfähigkeit zugrunde- und untergegangene Welt. In einem Museum für vinetische Altertümer, genannt «Der Kinderwagen», bewahren sie die wenigen Überreste aus der Zeit der weissen Zivilisation auf. Darunter befinden sich auch die beiden Romane. Weil in ihnen so etwas wie ein Keim für die utopische Welt sichtbar wird, werden sie vom Vorsteher des Museums für mitteilenswert gehalten, herausgegeben, mit einer Einleitung versehen und in einem Glossar kommentiert, ungefähr so, wie wir einen Roman aus der Steinzeit kommentieren müssten, damit wir die Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens und das Verhalten der Menschen einigermassen verstünden.

Dieses Glossar bildet den dritten Teil von Mosers Werk. Es lebt vom geistigen Abstand zwischen dem Kommentator und dem Kommentierten, von der Verwunderung über so viel widerstandslos hingenommene Geistesverwirrung, von so viel folgenloser Erkenntnis, und es ist selbstverständlich auch von komischen Missverständnissen durchsetzt.

Einige Proben mögen ins Zentrum von Mosers Bestrebungen führen. Unter dem Stichwort «Einrichtungen» lesen wir beispielsweise:

Weil es beim Vineter nur einen Fortschritt der Dinge, nicht einen Fortschritt des Menschen gab, so blieben die Zustände immer gleich. Wenn der Vineter unter einem gegenwärtigen Zustand litt, dann malte er sich bessere Verhältnisse aus und wähnte, dass alles gut käme, wenn diese verwirklicht würden. So suchte er unter einem grossen Aufwand von Mühen aller Art, das, was ihm vorschwebte, an die Stelle des Bestehenden zu setzen. War es endlich gelungen, das Neue zu verwirklichen, dann musste er bald erfahren, dass sich im Grunde nichts geändert hatte, der Schauplatz war ein anderer geworden, die Akteure hatten gewechselt, aber die Summe der neuen Schwierigkeiten war gleich der Summe der alten Schwierigkeiten. Gleichwohl zweifelten auch die Besten nicht daran, durch Einrichtungen, also durch ein besseres Arrangement der Verhältnisse, das Gelobte Land zu erreichen. Vergebliche Hoffnung! Der nicht gewandelte Mensch schafft auch in den besten Einrichtungen schlechte Zustände.

Schon in «Das Leben eines Ungläubigen» hiess es:

Jede Empörung ist im Anfang eine Revolution des Absoluten; sobald sie aber Gestalt annimmt, sich in die Welt des Relativen einbaut, begeht sie dieselben Ungerechtigkeiten wie die Ordnung, gegen die sie revoltiert hat.

Hans Albrecht Moser hat sein Werk «Vineta» mit grosser Umsicht geschrieben. Schrittweise nimmt er von der Gegenwart Abstand. Im Mittelpunkt des ersten Teils steht ein Weltungläubiger, der von der Umwelt kaum oder dann nur als «Unangepasster» wahrgenommen wird und dessen Protest mittels Passivität folgenlos bleibt. Im zweiten Teil zeigt er die vorgelebte Weltungläubigkeit; sie erregt entweder Hassliebe oder kalte Feindschaft bei all jenen, die sich bereits mit zuviel Nachgiebigkeit kompromittiert haben. Im dritten Teil wird eine Welt fingiert, in der nicht mehr Wahrheiten gelten, sondern die Wahrhaftigkeit zählt und aus deren Sicht unser Zeitalter sich als eine Epoche monströser Verirrungen und einer unfassbaren Anpassungsbereitschaft an das Verderbliche enthüllt.

Projiziert man Mosers Roman aus den erfundenen Zeiträumen auf die Ebene der Gegenwart zurück, aus der heraus er geschrieben worden ist, so steht «Vineta» für den Geist, der das Unbehagen an den Zuständen durch äussere Veränderungen, mittels Manipulation von Menschen und Dingen, loswerden will. Über die Aussenwelt sind uns aber immer nur vorläufige, jederzeit überholbare und tatsächlich auch in überstürzter Folge einander überholende Erkenntnisse möglich; die Schlüsse, die wir daraus ziehen, sind also vorläufiger Art; setzen wir sie absolut und zwingen sie der Umwelt auf, so kann daraus nur Unheil entstehen. Der vermeintlich völlig angepasste Mensch ist in höherem Sinn der ewig zurückbleibende Unangepasste. «Gedanken sind steckengebliebenes Denken», sagt Moser. Unter dem Stichwort «Wahrheit» formuliert er es so:

Gedanken, die sich am besten in die Entwicklungsstufe des allgemeinen Gedankenlebens einfügten, nannten die Vineter Wahrheiten. Die Wahrheit ist uns aber nicht gegeben, uns ist nur die Spur zu ihr gegeben, die vom gleichen Stoff ist wie sie: die Wahrhaftigkeit. Sie führt – so nehmen wir an – zur vollendeten Entfaltung der Dinge vor dem Geist, dorthin, wo Welt und Geist in eins fallen.

«Utopien» steht also für einen Geist, der erkannt hat, dass es nur ein Objekt gibt, auf das wir tatsächlich einen Einfluss haben und das wir, wenn auch bloss innerhalb von Grenzen, verändern können: uns selber. Dabei helfen uns nicht «Wahrheiten» weiter, sondern nur die Wahrhaftigkeit, das heisst das Eingeständnis der Unmöglichkeit, die Welt abschliessend zu erkennen, und die Bereitschaft, das Spiel, in das wir durch die Beschaffenheit unseres Körpers und die Struktur unseres Verstandes gebannt sind, wenigstens so zu spielen, dass wir nicht Machtgewinn und einen Zuwachs an Verfinsterung, sondern Erkenntnis und Durchhellung daraus ziehen.

Wer den Machttrieb als den eigentlichen kindischen Trieb des Menschen erkannt hat, hat keine Freude mehr an der Macht, weder an seiner noch an fremder. Alle Gewalt beruht auf zu kurz gestecktem Ziele.

Die Verwirklichung Utopiens verlangt so viel wie den Verzicht auf eines der am besten gehegten und am wenigsten umstrittenen abendländischen Ideale. Im Anmerkungsteil von «Vineta» lesen wir unter dem Stichwort «Persönlichkeit»:

Der Wille zur Persönlichkeit war der abendländische Irrtum. Die Persönlichkeit ist etwas, das nicht ist, sondern nur gewollt werden kann. Wir haben anstelle des Willens zur Persönlichkeit den Willen zur Wahrhaftigkeit gesetzt. Im Momente, da wir aufhören zu kämpfen, fällt die Nötigung zur Persönlichkeit weg; im Momente, da wir auf Wahrheiten verzichten, wird der Weg zur Wahrheit frei; im Momente, da wir die Welt nicht mehr beherrschen wollen, offenbart sich uns die Welt in ihrer Schönheit und Tiefe.

Alle Bücher von Hans Albrecht Moser enthalten Variationen zum Thema »Weltungläubigkeit», und in allen geht es um den Abbau unserer grössten Illusion, um den Abbau des Glaubens an die Erkennbarkeit der Welt auf naturwissenschaftlich-technischem Wege und des Glaubens an den Fortschritt, der unablösbar damit verbunden ist. (. . .)

Wir leben in einer Zeit, in der es an warnenden Stimmen nicht fehlt. Die Lage, in die die gesamte Menschheit von ihrem aktivsten Teil hineinmanövriert wird, ist unübersehbar bedrohlich, der Raubbau an der Natur, von der der Mensch viel stärker ein Teil und abhängig ist, als er wahrhaben will, zeigt Folgen, die nur noch der völlig gedankenlos in den Tag hinein Lebende nicht ernst nehmen kann. Wer warnt, steht längst nicht mehr als Rufer in der Wüste; das bedenkliche Gesicht ist sogar das modische geworden; auch die Politiker tragen es, wenn sie ihre Stimmvölker sammeln. Einer von ihnen hat kürzlich von der Gnadenfrist der siebziger Jahre gesprochen, von den zehn Jahren, die uns angeblich noch von der Schwelle ohne Umkehr trennen. Man mag die Dauer dieser Gnadenfrist ansetzen wie man will, eines ist gewiss: Wenn wir gegen die Zerstörungen mit den Mitteln aus dem Arsenal des gleichen Geistes angehen, durch den wir in sie hineingeraten sind – mit Manipulationen an der Umwelt, die begrenzte und überholbare Erkenntnisse einsetzen, als wären es gesicherte absolute – wird der Kopf, den wir dem Drachen hier abschlagen, an einer andern Stelle wieder wachsen.

Wenn unsere Lebensansprüche der Natur zu viel zumuten, wenn der Raubbau schon im Konsum liegt, hat es wenig Sinn, bloss die Folgen anders zu kanalisieren. Die Pflicht zur Änderung kann dann nicht mehr an Einrichtungen delegiert werden; sie liegt auf jedem von uns. Die Möglichkeit ist

gross, dass hier das Hindernis liegt, das wir nicht nehmen werden. Daran gewöhnt, das Heil von aussen zu erwarten, werden wir vermutlich bis zum letzten Augenblick auf eine Wunderwaffe hoffen in unserem Kampf gegen die Natur, die wir eine Menschheitsgeschichte lang vorwiegend als Feind behandelt haben und deren Gesetze sich nun endgültig als stärker erwiesen als die etwas plumpe List des Teilens und Herrschens, mit der wir sie uns zu unterwerfen versuchten.

Dabei könnten wir sie zum Verbündeten gewinnen. Ihre Bedingung: die Rückkehr zur Aufgabe, für die sie (oder wer immer) uns aus allen andern Wesen herausgehoben und ausgerüstet hat, zum Handeln aus verwirklichter Einsicht, zum Handeln an der einzigen Stelle, die, innerhalb von Grenzen, wirklich veränderbar ist, an uns selber.

Wenn die Summe unserer Ansprüche unsere eigenen Lebensgrundlagen zerstört, müssen wir eben unsere Ansprüche vermindern, weniger mittels Gesetzen und ihrem Gefolge von Pharisäeraufsicht und Brudershüterei, als vielmehr jeder bei sich.

Verzicht ist allerdings ein saures Geschäft, wo der Geist derart verkümmert ist, dass er in ihm nur einen Rückzug, eine Niederlage sehen kann, das heisst in einer Prestigegesellschaft auf der Grundlage des Besitzes und Verschleisses wie der unsern. Jeder Marktschreier, der einen neuen Gegenstand anpreist, findet in ihr tausendfach mehr Gehör als die Summe aller Intelligenz, die vor den Folgen warnt.

Neben den mehr modischen Warnern, den Wegweisern, die die andern gehen heissen, ist Hans Albrecht Moser ein Rufer in der Wüste geblieben. Er redet nicht vom Verzicht als einer letzten Ausflucht, vom Unterschlupf Selbstbeschränkung, den man nach dem Unwetter hastig verlässt. Er redet von jenem Verzicht, der kein Verzicht ist, weil er zu einem lebenswerteren Leben führt. Seine Sprache versteht allerdings nur der religiöse, und zwar der undogmatische religiöse Mensch. Der Grund zum Verständnis ist in jedem gelegt; aber er wird früh verschüttet. *Das Hautpanliegen der vinetischen Schulen bestand darin, das Kind zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gemeinschaft zu machen, genauer: das Kind für den Kampf gegen seine Mitmenschen möglichst gut auszurüsten.*

«Wenn es nicht mehr ums Gewinnen geht, sondern nur um die Partie, dann befindet man sich auf dem Wege», hiess es im Kapitel «Das Schachspiel». Hans Albrecht Mosers Bücher sind Zeugnisse von diesem Weg.

(Gekürzte Wiedergabe eines Radiovortrages, mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers aus Nr. 203 der «Zürichsee-Zeitung» vom 1. September 1972 abgedruckt. Der Roman «Vineta» ist, wie die meisten Werke Mosers, im Artemis-Verlag, Zürich erschienen)

Kulturgüterschutz bei bewaffneten Konflikten

Der Kulturgüterschild, ein «rotes Kreuz» der Kulturgüter

Dr. Sam Streiff

Eine Besonderheit des Kulturgüterschutzes bei bewaffneten Konflikten ist die Verwendung eines internationalen Schutzzeichens, das im Kriegsvölkerrecht verankert ist. Während das Rotkreuzzeichen seit 1863 bekannt ist und seit mehr als einem Jahrhundert anerkannt wird, besteht der Kulturgüterschild, das völkerrechtliche Kennzeichen des Haager Abkommens für den Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten, erst seit dem 14. Mai 1954. Diesem Schutzzeichen kommt im Rahmen des Kriegsrechtes eine ähnliche Bedeutung zu wie dem Rotkreuzzeichen.

Die Schweiz ist dem erwähnten Haager Abkommen mit Wirkung ab 15. August 1962 beigetreten und somit verpflichtet, im Sinne von Artikel 25 «für die weitestmögliche Verbreitung des Wortlautes dieses Abkommens und seiner Ausführungsbestimmungen» zu sorgen. Dazu gehören auch die Vorschriften über das Kennzeichen des Haager Abkommens, die durch entsprechende Bestimmungen landesrechtlicher Natur ergänzt worden sind. Mit dem Inkrafttreten des Bundesgesetzes vom 6. Oktober 1966 über den Schutz der Kulturgüter bei bewaffneten Konflikten und seiner Vollziehungsverordnung auf 1. Oktober 1968 ist insbesondere das Verfahren für die Zuerkennung des Kulturgüterschildes als Schutzzeichen bestimmter Kulturgüter und für die Ausfertigung der in Artikel 17, Absatz 4, des Haager Abkommens vorgeschriebenen Ermächtigung zum Anbringen des Kulturgüterschildes an einem unbeweglichen Kulturgut geregelt.

Die Aufklärung über den Kulturgüterschild als völkerrechtliches Schutzzeichen ist deshalb besonders wichtig, weil die Kantone Vorschläge für die Zuerkennung des Schutzzeichens des Haager Abkommens einzureichen haben, die in der Folge durch die zuständigen eidgenössischen Stellen geprüft und behandelt werden müssen. Das Eidgenössische Departement des Innern unterbreitet dem Bundesrat auf Vorschlag der Kantone und nach Anhören des Eidgenössischen Politischen Departements und des Eidgenössischen Militärdepartements seine Anträge für die Zuerkennung des einzeln angebrachten Kulturgüterschildes als Schutzzeichen. In gleicher Weise unterbreitet es dem Bundesrat seine Anträge auf Eintragung einer beschränkten Anzahl unbeweglicher Kulturgüter von überragender Bedeutung in das «Internationale Register für Kulturgut unter Sonderschutz» und damit auf Zuerkennung des dreifach wiederholten Kulturgüterschildes.

Milderung der Kriegführung und der Kriegsfolgen

Die Kennzeichnung von Kulturgütern mit dem Kulturgüterschild wurde unter anderem einlässlich behandelt im Kolloquium europäischer Experten über die Anwendung des Haager Abkommens für den Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten, das Ende Oktober 1969 in Zürich stattfand und an dem sich 23 Experten aus 14 Ländern beteiligten. Dabei ging es vor allem darum, die Vereinbarkeit dieser Kennzeichnung mit der militärischen Kriegführung abzuklären.

Um sich mit diesem Problem erfolgreich auseinandersetzen zu können, muss man sich dessen bewusst sein, dass das Recht der Kriegsführung gegenüber den humanisierenden Normen des Kriegsvölkerrechtes den Vorrang hat. Das will heissen, dass die völkerrechtlichen Bestimmungen zur Milderung der Kriegführung und der Kriegsfolgen die Wirksamkeit der militärischen Kriegführung nicht erheblich gefährden oder gar verunmöglichen dürfen. Der Grundgedanke des Kellogg-Paktes vom Jahre 1928, Kriege durch ein Kriegsverbot zu verhindern, erwies sich in der Folge als ideale, aber wirklichkeitsfremde Bestrebung. Realisierbar hingegen ist eine in verhältnismässig engen Grenzen gehaltene Milderung der Kriegführung, die der militärischen Notwendigkeit gebührend Rechnung trägt. Das Kriegsrecht gestattet es dem Kriegführenden nicht, jedes beliebige Kriegsmittel hemmungslos anzuwenden; es